



Aus Dieter E. Zimmer: *Experimente des Lebens*  
Zürich: Haffmans Verlag, 1989, S.21-47  
Taschenbuchausgabe München: Heyne Verlag, 1993  
Kapiteltitle »Tarzans arme Vettern — Über  
Wilde Kinder und Wolfskinder«

## Wilde Kinder

ANFANG NOVEMBER 1970 erschien auf einem Sozialamt in Los Angeles eine nahezu blinde Frau, um eine Unterstützung zu beantragen. Bei sich hatte sie ihre Tochter. Es war ein blasses, ausgemergeltes, nervöses und ängstliches Kind mit schütterem Haar und dunkel verfärbten Zähnen, das nur unsicher stand, vornüber gebeugt ging wie eine alte Frau, einen Fäulnisgeruch ausströmte und kein Wort sprach, sondern nur unverständliche Murmellaute von sich gab. Die Sozialarbeiterin stutzte und rief ihre Vorgesetzte. Die warf einen Blick auf das Kind und alarmierte die Polizei.

Das war die Entdeckung von Susan W., die unter dem Namen »Genie« in die Literatur eingehen sollte. Genie – so nannten die Wissenschaftler, die in den folgenden Jahren mit ihm zu tun hatten, das Mädchen –, Genie sah aus wie eine Achtjährige, war aber dreizehneinhalb Jahre alt und hatte etwas hinter sich, für das »schrecklich« ein zu billiges Wort ist, eine Deprivation sondergleichen.

Die Mutter war eine nicht nur wegen ihrer schlechten Augen völlig hilflose Frau, der Vater ein tyrannischer und von Wahnideen heimgesuchter Mann. Er hatte etwas gegen Kinder, vor allem ihr Geschrei konnte er nicht ertragen. Als Genie zwanzig Monate alt war, nähte er mit eigener Hand eine Art Harnisch, mit dem er sie in einem kleinen und fast leeren Schlafzimmer nackt auf einen Toilettenstuhl fesselte. Und an diesem Ort, in dieser Lage verbrachte sie die folgenden zwölf Jahre. Wenn man sie nicht einfach vergaß, wurde sie abends in eine Zwangsjacke gesteckt und in ein Kinderbett gelegt. Nie verließ sie dieses lachsrote Zimmer mit den verhängten Fenstern, von dem aus nur ein Stück Himmel zu sehen war und in das kaum je ein Laut drang.

Gefüttert wurde sie mit Milch und Kinderbrei. Sie sah nur die Mitglieder ihrer Familie. Sprechen durfte niemand mit ihr, und sie selber durfte keinerlei Laut von sich geben oder Geräusch machen. War der Vater wütend auf sie, schlug er sie mit einem Holzknüppel; oder er – und später auch Genies älterer Bruder – knurrte, fletschte die Zähne und bellte sie an

wie ein Hund. Die Mutter war so verängstigt, daß sie ihrer Tochter nicht beistand. Aber als sie 1970 mit ihrem inzwischen siebzehnjährigen Mann Streit bekam, raffte sie sich auf und telefonierte mit ihrer Mutter. Die bewegte sie dazu, das Haus ihres Mannes zu verlassen und Genie mitzunehmen. So kam es, daß sich Genie schließlich auf der Sozialbehörde einfand. Die Eltern wurden wenig später wegen Kindesmißhandlung vor Gericht gestellt; die Mutter wurde freigesprochen, der Vater erschloß sich am Tag der Verhandlung, einen Zettel hinterlassend mit den Worten so manches Irren: »Ihr werdet nie verstehen.«

Zwölf Jahre lang gefesselt und eingeschlossen und ohne menschlichen Umgang: bei ihrer Befreiung konnte Genie kaum Arme und Beine strecken, ging zunächst nur steif und schwankend, selbst das Stehen fiel ihr schwer. Für ihr Alter war sie mit 1 Meter 37 viel zu klein, und sie wog nur knapp 25 Kilo. Sie beherrschte ihren Stuhlgang nicht, urinierte bei jeder Erregung, speichelte unausgesetzt (daher ihr fauler Geruch), war unempfindlich gegen Hitze und Kälte. Speisen kaute sie nicht; sie stopfte sie in die Backentaschen und wartete, bis der Speichel sie zerkleinert hatte – wenn sie die Geduld verlor, spuckte sie sie aus.

In den folgenden Monaten und Jahren, die sie in Krankenhäusern, Sonderschulen und bei einer Pflegefamilie verbrachte, lernte sie nur mit größter Mühe, was wir menschliches Sozialverhalten nennen. Sie ging beim Essen umher, nahm anderen die Bissen vom Teller, die ihr verlockend erschienen, spuckte, schneuzte ihre Nase auf alles, stellte sich dicht vor Fremde und starrte sie an, griff nach allem, was ihr gefiel, gab jahrelang selber niemals etwas ab und masturbierte in aller Öffentlichkeit ständig und überall, an Tischkanten, Autogriffen, Türklinken.<sup>20</sup>

Ihre Reife entsprach bei ihrer Befreiung der eines einjährigen Kindes. Trotzdem beschrieb die Psycholinguistin Susan Curtiss, die jahrelang mit ihr arbeitete, mehrere Artikel<sup>2</sup> und 1977 auch ein Buch<sup>3</sup> über sie schrieb, sie als hübsch, gewinnend, aufmerksam und neugierig. Und sie lernte, machte Fortschritte, wurde langsam immer menschenähnlicher.

Anfangs war ein leises Winseln ihre einzige Lautäußerung gewesen. Außerdem schien sie den Tonfall der Warnung und der Verneinung und ein paar Wörter und Wendungen (»Klapper«, »Mutter«, »Schluß damit!«) zu verstehen. Selber sprach sie gar nicht. Nach einigen Monaten Sprachunterricht aber begann sie die Dinge ihrer Umgebung zu benennen. Alle Kinder gehen mit etwa zwanzig Monaten durch das Stadium der Zweiwortsätze. Es dauert nur wenige Wochen, und im Anschluß entwickelt sich die Sprache explosionsartig. (»Implosionsartig« wäre das richtigere Wort – es ist, als saugten die Kinder außerordentlich schnell, aber in durchaus geordneter Folge die Sprache in sich hinein, die um sie her gesprochen wird.) Auch Genie machte die normalen Stadien durch: Einwortsätze, Zweiwortsätze, längere Sätze. Aber alles dauerte sehr viel länger bei ihr, und die normale Sprachexplosion fand niemals statt. Ihre Äußerungen blieben äußerst kurz, gelangten über Ketten von drei Wörtern kaum hin-

aus und waren nach normalen Maßstäben ungrammatikalisch («zwei Hand«, »will Milch«, »klein zwei Tasse«). Vier Jahre brauchte sie, die richtigen Verneinungen eines Satzes zu lernen. Sogenannte Ergänzungsfragen (wer? was? wo? wann?) lernte sie offenbar nie. Ihre Stimme war anfangs viel zu hoch; so etwas wie Satzmelodie bildete sich erst spät und unvollkommen aus.

1978 bekam die Mutter das Sorgerecht zurück. Sie nahm Genie aus ihrer Pflegefamilie, und seitdem gibt es keinen Bericht, keine Nachricht mehr über sie. Irgendwo im Süden Kaliforniens soll sie abgeschirmt in einem Pflegeheim leben. Die Mutter – jemand muß sie überzeugt haben, daß noch Geld aus der Tragödie zu schlagen sei – verklagte das Kinderkrankenhaus und Susan Curtiss wegen »Ausbeutung um persönlicher und materieller Vorteile willen« auf eine halbe Million Dollar Schadenersatz. Die Gerichte haben noch nicht endgültig entschieden.

Ganz einzigartig ist Genies Fall nicht. 1938 wurden in Amerika zwei sechsjährige Mädchen gefunden, die seit ihrer frühesten Kindheit eingeschlossen gelebt hatten.

Anna war sechs Jahre lang in einem alten Hemd an einen zurückgekippten Stuhl im schmutzigen Schlafzimmer eines Farmhauses in Pennsylvania gebunden gewesen. Ihr Vater war unbekannt, die Mutter wohnte bei ihrem Vater, der die uneheliche Enkelin nicht zu Gesicht zu bekommen wünschte. Als man Anna fand, war sie nahezu verhungert, ausdruckslos, bewegungs- und aufmerksamkeitsunfähig und völlig apathisch. Im Laufe des ersten Jahres lernte sie Dinge zu halten und ein paar Schritte zu laufen. Nach über einem Jahr verstand sie vage den Sinn mancher Aufforderungen, erkannte Menschen wieder und hielt sich einigermaßen sauber. Nach über zwei Jahren begann sie zu babbeln wie ein Baby. Nach dreieinhalb Jahren zog sie sich allein an und aus, rief Leute beim Namen, spielte mit anderen Kindern und drückte ihre Wünsche mit ein paar einfachen Sätzen aus. Ihre Reife – sie war mittlerweile neun – entsprach der einer Zweijährigen. 1942 starb sie.

Auch Isabelle in Ohio war weggeschlossen worden, weil sie ein uneheliches Kind war. Nach ihrer Befreiung aber holte sie im Unterschied zu Anna alle die normalen Reifungsschritte eines Kindes nach, nur viel schneller. Schon nach einer Woche bildete sie Laute, nach zwei Monaten erste Sätze, nach neun Monaten las sie und erzählte Geschichten, nach zehn Monaten hatte sie einen Wortschatz von etwa zweitausend Wörtern und stellte komplizierte Fragen, nach zwei Jahren hatte sie den Rückstand ganz und gar aufgeholt und schien ein normales Kind, »klug, fröhlich, unternehmungslustig«.

Der Anthropologe Kingsley Davis, der beide Fälle untersucht und beschrieben hat<sup>4,5</sup>, erklärte sich den Unterschied zwischen Anna und Isabelle damit, daß Anna schwachsinnig gewesen sein müsse. Er führte aber auch

einen erheblichen Unterschied in ihrer Gefangenschaft an, allerdings ohne ihm selber irgendein Gewicht beizumessen: Im Unterschied zu Anna war Isabelle nicht ganz ohne Sozialkontakt aufgewachsen. Sie war nämlich nicht allein eingesperrt gewesen, sondern zusammen mit ihrer taubstummen Mutter. Von ihr wird sie sehr wohl Zuwendung und einige geistige Stimulierung erhalten haben; Mutter und Tochter hatten sich in einer selbstgemachten Zeichensprache verständigt, so daß Isabelle zwar ohne Lautsprache, aber nicht ohne Sprache an sich aufgewachsen war. Vermutlich war das der Grund, warum ihr weiteres Leben einen so viel normaleren Verlauf nahm als das von Anna.

Genie, Anna und Isabelle sind Wilde Kinder. Wilde Kinder – so nennt man jene Kinder, die außerhalb aller menschlichen Gesellschaft groß werden müssen: ganz auf sich selber gestellt in irgendeiner Wildnis, in der Gemeinschaft mit Tieren oder aber, wie Genie und die beiden anderen amerikanischen Mädchen, von aller Welt weggeschlossen in irgendeinem Verlies. Seit Menschengedenken haben Wilde Kinder die Phantasie gereizt und das Nachdenken über die Natur des Menschen provoziert. Die Begründer Roms, Romulus und Remus, an den Zitzen einer Wölfin – das Bild ha sich tief eingepägt.

Wilde Kinder – da meldet sich wohl zumeist ein illusionäres Bild. Wir sehen einen Jungen vor uns, frei, draufgängerisch, ungezähmt, dem zum Menschsein nichts fehlt, was sich nicht durch einige Erfahrung und Übung rasch nachholen ließe, eigentlich nicht viel mehr als ein bißchen zivilisatorischer Schliff; der sich dafür jedoch in der Natur mit einer Sicherheit und Geschicklichkeit bewegt, um die ihn ein zivilisierter Mensch nur beneiden kann. Wir denken an Rousseaus romantisches (und grundfalsches) Bild des Edlen Wilden, der einsam, selbstgenügsam und darum auch unbeirrt friedfertig durch die Wilder und Auen streift und den Sündenfall noch vor sich hat: die Korrumpierung durch Besitz und Zivilisation. Kiplings Wolfsjunge Mowgli kommt uns in den Sinn, der mit den Tieren des indischen Dschungels auf du und du steht<sup>15</sup>, oder – als aktuelleres Phantasieprodukt – Hugh Hudson schöner Tarzan-Film von 1984 über den Lord Greystoke, der in tropischen Regenwald Afrikas so zu Hause ist wie auf seinen schottischen Familienschloß und sich zwischen den beiden so verschiedenen Welten nur leider ungut hin und her gerissen fühlt. Richtige, ja besonders prachtvoll Menschen sind sie zweifellos allesamt, aber um ungeahnte Tiererfahrungen bereichert. Allein jedoch Genies und Annas Beispiel schon könnte uns warnen: daß die Entbehrung menschlichen Umgangs kein besonders ungebundenes und autonomes Wesen hervorbringt, sondern ein in vieler Hinsicht tief und dauerhaft behindertes und verstörtes.

Für die Wissenschaft ist das seit langem eine spannende Frage: Was wird aus einem Menschen, wenn ihn keinerlei Erziehung zurechtstutzt und zurechtschleift? Erblickt man dann den Menschen im Naturzustand, so, wie er wäre, hielte ihn keine Zivilisation im Zaum? Den »natürlichen

Menschen in seiner ganzen Wildheit und Unbändigkeit« (wie Hegel einst »den Neger« charakterisierte<sup>10</sup>)?

Es war eines der ältesten überlieferten Experimente überhaupt, als der ägyptische König Psammetich I. ein paar neugeborene Kinder in die Wildnis bringen und unter Ziegen heranwachsen ließ, um zu ermitteln, ob sie spontan, von sich aus eine Sprache entwickeln würden und welche das wäre<sup>11</sup>. Aus dem »bek, bek«, das sie von sich gaben, als sie ein paar Jahre später zurückgeholt wurden, schloß er, sie hätten auf phrygisch um Brot gebettelt, und folglich sei die »Ursprache« der Menschen das Phrygische.

Brutale Isolationsexperimente dieses Stils verbieten sich heute der Wissenschaft natürlich. Manchmal aber passiert von allein, was keiner inszenieren kann; und manchmal sind Wissenschaftler zur Stelle, die Folgen zu beobachten.

Für weitreichende und detaillierte Aufschlüsse allerdings kommen solche Fälle viel zu selten vor – kaum mehr als fünfzig sind in den letzten dreihundert Jahren verzeichnet worden. Die meisten sind darüber hinaus äußerst dürftig dokumentiert, etliche waren kaum mehr als Gerüchte.

Da das Publikum »Wolfskinder« will, kristallisieren solche Gerüchte leicht. Wie leicht, zeigte sich im März 1988 an einem deutschen Fall. In einer Mietwohnung der rheinischen Stadt Mettmann fand die Polizei einen verwaorsten vierjährigen Jungen mit Namen Horst-Werner und bei ihm die Schäferhündin der Familie. Prompt machten ihm die Schlagzeilen der *Bild*-Zeitung zum »Wolfsjungen Horst« und behaupteten: »Hündin zog Kind groß«. Tatsächlich war der Junge von seinen Eltern, die oft Streit hatten und tranken, vernachlässigt und viel allein gelassen worden, und einen Großteil seiner Zeit hatte er in Gesellschaft der Hündin verbracht. Keineswegs aber war er ganz ohne menschlichen Umgang aufgewachsen. Dennoch war er körperlich und seelisch zurückgeblieben; er war zu klein, hatte Untergewicht, bewegte sich gern auf allen vieren, war keine warme Nahrung gewöhnt. Vor allem jaulte und knurrte er zwar, sprach indessen so gut wie gar nicht – seine einzigen Wörter waren »Papa«, »Mama«, »Hauke« (Staubsauger) und »Atta« (Asta, der Name des Hundes). Obwohl er also recht weit davon entfernt war, ein Wolfskind zu sein, sondern, »nur« einen Fall extremer frühkindlicher Vernachlässigung darstellte, zeigte sich auch hier bereits eine schwere (in diesem Fall aber wahrscheinlich noch behebbare) Störung der Sprachfunktion.

Genies Fall war sehr viel schwerer; zusammen mit dem des »Wilden von Aveyron« von 1799 ist er auch am genauesten erforscht und am zuverlässigsten beschrieben worden. Dennoch, es gibt etliche verbürgte Fälle, selbst die menschlichen Tierkinder sind mehr als ein Mythos, und zusammengenommen ergeben sie durchaus ein Bild.

Eingang in die Wissenschaft fand der Wilde Mensch, *Homo ferus*, im Jahre 1754, als der große Systematisierer Linné ihn als eine Unterart des Men-

schen in die zehnte Auflage seines *Systema naturae* aufnahm. Aufgrund der acht Fälle, die ihm zu Ohren gekommen waren, beschrieb er ihn, nicht ganz richtig, als »stumm, auf allen vieren gehend und am ganzen Körper behaart«.

Damals, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, war die Welt noch weit und wild. Europa war bedeckt von großen Wäldern, in denen einer noch wirklich verlorengehen konnte und von denen man nicht genau wußte, was für Geschöpfe sie alles enthalten mochten – Märchenland. Seefahrer, Militärs, Kaufleute, Missionare erkundeten die Welt draußen und brachten Nachrichten von immer neuen Merkwürdigkeiten, auch von merkwürdigen Wesen heim, die sie in irgendeinem entlegenen Erdteil mit eigenen Augen gesehen hatten oder um ihres Renommées willen gesehen haben wollten. Da stieß man auf Menschen, die allem, was man sich in Europa unter einem Menschen vorstellte, sehr unähnlich waren, so daß man sich schon ernsthaft fragen konnte, ob diese »Wilden« wirklich Menschen waren. Man stieß auch auf Tiere – die Menschenaffen –, die Menschen unleugbar ähnlicher sahen als alle bisher bekannten Tiere. Waren das am Ende ebenfalls Menschen? Kurz, die Welt war noch nicht durch und durch bekannt und klassifiziert, die Grenze zwischen Mensch und Tier nicht genau abgesteckt. In diesem unerkundeten Grenzland war Linnés *Homo sapiens ferus* angesiedelt – der Weise Mensch in seiner Wildform.

Einer der Fälle, auf die Linné sich berief, und der damals berühmteste, hatte sich mitten in Deutschland zugetragen. Im Sommer 1724 hatte ein Mann namens Jürgen Meyer auf einer Wiese bei Hameln ein nacktes, braungelbes, schwarzhaariges, stummes Geschöpf von etwa zwölf Jahren aufgegriffen, mit ein paar Äpfeln und unter dem Hallo der Straßenjungen nach Hameln gelockt und dort in einem Spital abgegeben. Peter, wie er genannt wurde, versuchte angeblich zuerst immer wieder zu fliehen, gewöhnte sich nur langsam an Kleidung (besonders Hut und Schuhe mochte er nicht), beschnupperte alle Speisen zuerst und aß nur Rinde, Kraut und Gräser. König George I. von England und Hannover ließ ihn 1726 nach England bringen. Hier wurde er dem Aufklärer Dr. John Arbuthnot übergeben, Freund von Pope und Swift und Erfinder der Figur des »John Bull«; der gab ihn nach zwei Monaten zu einem Pächter in Hertfordshire, wo Peter den Rest seines langen Lebens verbrachte. Er starb 1785, ein gutartiger, der Musik und dem Branntwein zugetaner, nicht sehr anständiger und immer noch sprachloser Greis, der niemals andere Laute hervorbrachte als »Peter«, »Kischo« (vielleicht »King George«) und »Kuika« (»Queen Carolina«).

Die Epoche hatte ein brennendes Interesse am »Naturmenschen«. An den Wilden Kindern hoffte man studieren zu können, ob dem Menschen irgendwelche Ideen und Begriffe, vor allem die Idee Gottes, angeboren wären. Das erklärt auch das große Interesse für den »hamelschen Wilden

Peter«. Der Philosoph Lord Monboddo erklärte seine Auffindung für bedeutungsvoller denn die Entdeckung des Uranus.

Aber früh meldeten sich auch Zweifel. Der deutsche Mediziner J.F. Blumenbach, der Begründer der Anthropologie, verriß den Fall nach Strich und Faden. Alles sei falsch, schrieb er: Peter habe nie ein Fell gehabt, sei nie auf allen vieren gelaufen, habe nie in einer Baumkrone gehaust, sei nie »wie ein Eichhörnchen« von Baum zu Baum gesprungen – kurz, er sei überhaupt nie der ideale Naturmensch gewesen, für den man ihn gehalten habe, sondern nur eines Lüchtringer Kneipenwirts schwachsinniger und stummer Sohn, den seine Stiefmutter aus dem Haus geprügelt hatte, kurz bevor er auf jener Wiese aufgefunden wurde – »nichts weiter als ein stummer, blödsinniger Tropf«.<sup>1</sup>

Die Differenz zwischen Monboddo und Blumenbach durchzieht die Literatur über die Wilden Kinder bis heute. Fast alle dieser Kinder hatten schwerste Handikaps bis an ihr Lebensende, vor allem lernte kaum eines von ihnen jemals richtig sprechen. Das aber, meinte die Blumenbach-Partei, beweise gar nichts. Denn in allen Fällen habe es sich um Kretins gehandelt, die Sprache und normales menschliches Verhalten sowieso nie gelernt hätten – eben darum seien sie von ihren Eltern verstoßen und im Wald oder in der Wildnis ausgesetzt worden.

Aber nicht doch, sagt die Gegenseite: Es mögen schon einzelne ausgesetzte Schwachsinnige darunter gewesen sein, aber gewiß waren es doch nicht alle. Schon allein die Tatsache, daß sie viele Jahre lang ganz auf sich allein angewiesen in der Wildnis überleben konnten, spricht doch für eine nicht unerhebliche Intelligenz.

Die Frage ist letztlich nicht entscheidbar. In keinem Fall kann man mit Sicherheit sagen, was aus einem Wilden Kind geworden wäre, hätte es wie ein normales Kind aufwachsen können. Aber weil sie trotz ihrer sicher sehr verschiedenen Vorgeschichten ein ganz erstaunlich übereinstimmendes Bild bieten und weil bei einigen – wie Genie – einfach nichts auf angeborenen Schwachsinn hindeutet, läßt sich ihr trauriger Fall nicht abtun. Was wie Schwachsinn aussieht, könnte nichts anderes sein als eben die Folge ihrer Deprivation.

Im Süden Zentralfrankreichs, in der hügeligen und waldigen Umgebung der Kleinstadt Lacaune, sichten Bauern und Jäger einen nackten, etwa zwölfjährigen Jungen, der vor ihnen die Flucht ergreift. In den folgenden beiden Jahren wird er zweimal eingefangen, und beide Male flieht er wieder. Beim dritten Mal – im Jahr 1799 – gelingt ihm die Flucht nicht mehr. Über einige Zwischenstationen wird er nach Paris geschafft. Alle Welt strömt dort herbei, den »Wilden von Aveyron« zu besichtigen, wie man ihn bald nennt (in Wirklichkeit fand man ihn nicht im Département Aveyron, sondern im Tarn). Denn auf einen Fall wie diesen hat das Zeitalter geradezu gewartet. Jetzt, hoffen viele, muß sich zeigen, wie der Mensch

im Naturzustand beschaffen ist, der Mensch minus alle Zivilisation; jetzt muß sich auch zeigen, was gründliche Erziehung alles aus einem Menschen machen kann.

Einige sind skeptisch. Vor allem der Direktor der Irrenanstalt Bicêtre, Pinel, hält den schmutzigen Jungen mit den spastischen Bewegungen, der keinerlei Aufmerksamkeit für irgend etwas aufbringt, für einen Schwachsinnigen, an den jede Erziehung vergeudet wäre. Ein junger Mediziner aber setzt durch, daß er doch eine Erziehung erhält: Jean-Marie Itard, Oberarzt am Kaiserlichen Institut für Taubstumme.

Fünf Jahre lang, von 1801 bis 1806, lebt der »Wilde von Aveyron« in Itards Haus in Batignolles; fünf Jahre lang ist er Gegenstand einer der geduldigsten und erfinderischsten pädagogischen Bemühungen, die je unternommen worden sind. Für den Gehörlosenunterricht ist Itards Versuch bis heute von Bedeutung. Der Fall ist in Berichten und Gutachten, Briefen und Artikeln sehr genau festgehalten worden<sup>17</sup>. 1970 inspirierte er Francois Truffaut zu seinem so poetischen wie genauen Film *L'Enfant sauvage*. (Der deutsche Verleih gab ihm den Titel *Der Wolfsjunge*, obwohl dieses Wilde Kind nie mit Wölfen zu tun hatte.) Truffaut selber spielt darin den Dr. Itard.

Anfangs riß sich der Wilde alle Kleidung vom Leib und schien nur einen Wunsch zu haben: wieder in die freie Landschaft zu entkommen. Wie Peter von Hameln beroch er alles, ehe er es aß, und das waren anfangs nur Kartoffeln und Nüsse. Seine Augen fixierten nichts. Er war unempfindlich gegen Schmerz, Hitze und Kälte. Auf die meisten Geräusche reagierte er nicht; dennoch schien er nicht ganz taub zu sein, denn wenn hinter ihm eine Nuß geknackt wurde, drehte er sich um. Für den Laut O schien er am empfindlichsten zu sein. Seines langen O wegen gab Itard ihm den Namen Victor. Sprache jedoch verstand Victor überhaupt nicht. In den ersten Wochen gab er keinen Ton von sich; später kamen vereinzelt unartikulierte Laute aus seiner Kehle.

Als Schüler von Condillac, der gelehrt hatte, daß der menschliche Geist ein Produkt der Sinneswahrnehmungen ist, versuchte Itard in der ersten Zeit vor allem, Victors Sinne zu schärfen. Lange Bäder und Massagen sollten Victors Tastsinn wecken. Nach und nach verfeinerten sich Geruch und Geschmack tatsächlich, lernte er Farben und Töne zu unterscheiden, sich auf etwas zu konzentrieren.

Sein Sozialverhalten glich sich so weit an, daß Itard mit ihm immerhin unter Leute gehen konnte. Der Brief einer Augenzeugin bewahrt eine unvergleichliche Szene: Victor im Salon der Madame Récamier. »Madame Récamier ließ ihn neben sich Platz nehmen, wohl in der Meinung, daß die nämliche Schönheit, die den Menschen der Zivilisation in Bann geschlagen hatte, von diesem Naturkind, das noch keine fünfzehn Jahre alt schien, den gleichen Tribut empfangen werde ... Aber zu sehr mit den reichlichen Speisen beschäftigt, die er mit verblüffender Gier verschlang, sobald sein Teller gefüllt war, nahm der junge Wilde überhaupt keine Notiz von den



schönen Augen, deren Aufmerksamkeit er selber auf sich gezogen hatte. Als der Nachtschisch gereicht wurde und er sich die Taschen geschickt mit allen Köstlichkeiten vollgestopft hatte, die er grabschen konnte, stand er leise vom Tisch auf. Niemand bemerkte, daß der junge Wilde das Speisezimmer verlassen hatte ... Plötzlich kam aus dem Garten ein Geräusch, und M. Yzard [gemeint ist Itard] vermutete sogleich, daß sein Schüler die Ursache sei. Er stand auf, um nachzusehen; neugierig geworden, folgten wir alle ihm auf der Suche nach dem Flüchtling, den wir geschwind wie ein Kaninchen über den Rasen rennen sahen. Um sich Bewegungsfreiheit zu schaffen, hatte er sich bis auf das Unterhemd ausgezogen. Als er die von hohen Kastanien gesäumte Hauptallee des Parks erreichte, zerriß er auch noch sein letztes Kleidungsstück, als wäre es aus Gaze; dann kletterte er leichtfüßig wie ein Eichhörnchen auf den nächsten Baum und hockte sich dort oben in die Zweige.«

Seine Gemütsbewegungen zu zeigen, sich mit Gesten und Aktionen verständlich zu machen, lernte Victor im Lauf der Jahre ganz gut. Auch lernte er, geschriebene Wörter für einzelne Gegenstände seiner Umgebung (wie Schlüssel oder Hammer) zu erkennen. Was er nicht lernte, war gesprochene Sprache (leider machte Itard keinen Versuch, ihm Zeichensprache beizubringen). Nie brachte er mehr heraus als unförmige einzelne Silben. Zwar sagte er irgendwann so etwas wie »*lait, lait*« (Milch), aber Itard merkte zu seinem Bedauern, daß es für Victor nur ein routinehafter Laut vor dem Trinken war und kein Wort in der Bedeutung »Milch« oder »ich möchte Milch trinken«. Daß die Lautsprache etwas bedeutet, hatte Victor überhaupt noch nicht begriffen. So hatte Itard in einiger Hinsicht eine Menge erreicht, aber was er vor allem gehofft hatte, nämlich daß Victor Sprache lernen würde, war nicht eingetreten. 1806 gab er auf. Victor lebte noch zweiundzwanzig Jahre lang in einem Nebenhaus bei Itards Haushälterin Mme Guérin, die immer für ihn gesorgt hatte und an der er hing, und wurde vergessen. Um 1816 sah ihn ein Besucher und beschrieb ihn als »scheu, halb wild, sprachlos«.

Wieder stellte sich die Frage: War das Defizit dieses tatsächlichen Wilden Kindes die Folge seiner Isolation in der Wildnis, oder handelte es sich um einen Schwachsinnigen, der eben deshalb von seinen Eltern verstoßen worden war? In diesem Fall kam hinzu, daß Victor an der Kehle eine vier Zentimeter lange Narbe hatte. Vielleicht konnte er ihretwegen nicht sprechen. Vielleicht hatte ihm als Kind jemand die Kehle zu durchtrennen versucht und ihn dann im Wald zurückgelassen. Man wird es nie wissen.

Unter den Wilden Kindern waren immer solche, von denen behauptet wurde, sie seien unter Tieren groß geworden: unter Schweinen, Schafen, Bären, Pavianen, Leoparden und ganz besonders oft unter Wölfen. Häufig erwiesen sich solche Erzählungen bei genauerer Prüfung als Übertreibungen oder reine Erfindungen; vor allem hatte niemand die betreffenden Kinder mit eigenen Augen in Gesellschaft jener Tiere gesehen. Einige die-

ser Erzählungen aber hatten mehr für sich. Vor allem aus Indien kamen bis in unsere Tage immer wieder Berichte von Wolfskindern.

Die ehrwürdige Zeitschrift *The Zoologist* suchte Ende des vorigen Jahrhunderts nach Berichten, auf die Verlaß wäre. Sie fand viel Unglaubliches – und die 1852 in Plymouth veröffentlichte anonyme Broschüre eines britischen Kolonialoffiziers in Indien, sehr wahrscheinlich Sir William H. Sleeman, von der die Redaktion meinte, sie verdiene es nicht, mit all den krausen Gerüchten zusammen abgetan zu werden. Sie druckte den Bericht nach<sup>23</sup>. Der Autor wußte von sechs Fällen zu berichten, über die er Näheres in Erfahrung hatte bringen können. Es wird nicht deutlich, ob er einen davon mit eigenen Augen gesehen hatte; aber einer scheint sich zumindest ganz in seiner Nähe zugetragen zu haben, so detailreich schildert er ihn.

Über diesen mit etwa zweieinhalb Jahren in einem Wolfsbau entdeckten Jungen schreibt er: »Hauptmann Nicholetts [in dessen Obhut der Junge gegeben wurde] hat ihn seinen Dienern übergeben, die sich sehr um ihn kümmern, ihm aber kein einziges Wort entlocken können. Er ist sehr gutartig, außer wenn man ihn ärgert. Er ist dazu übergegangen, alles zu essen, was man ihm hinwirft, aber bevorzugt immer rohes Fleisch, das er aufs gierigste verschlingt. Wenn man ihm einen Krug Buttermilch vorsetzt, trinkt er ihn in einem Zug leer. Niemals kann er dazu gebracht werden, irgendein Kleidungsstück anzubehalten, selbst im kältesten Wetter. Als es in der jetzigen Jahreszeit sehr kalt wurde, gab man ihm eine mit Baumwolle gefüllte Bettdecke, aber er riß sie in Stücke und aß sie mitsamt der Baumwolle zusammen mit seinem Brot. Er mag Knochen, besonders ungekocht, die er mit ebensolcher Leichtigkeit zerkaut wie Fleisch ... Seine Züge sind grob, sein Aussehen ist abstoßend, und in seinen Gewohnheiten ist er schmutzig. Weiterhin ist er Hunden und Schakalen und anderen vierfüßigen Tieren zugetan, die in seine Nähe kommen; und erlaubt ihnen

Sleemans sechs Fälle gleichen sich so sehr, daß sein Bericht geradezu monoton wird. Keiner dieser Wolfsjungen lernte sprechen; das höchste waren zwei, drei Worte nach Jahren der Gesellschaft sprechender Menschen. Alle bewegten sich behende und schnell auf allen vieren und hatten Schwielen an den Knien. Ihre Lieblingsnahrung war rohes Fleisch. Gegen Hitze, Kälte, Regen waren sie unempfindlich und gleichgültig. Den Menschen kamen sie schmutzig und stinkend vor. Ihre Zuneigung galt offensichtlich Wölfen und Hunden, kaum aber Menschen. Dieses Muster sollte sich in der Folge noch viele Male wiederholen.

1867 wurde bei einer Tigerjagd ein etwa siebenjähriger, auf allen vieren laufender Junge zusammen mit ein paar Wölfen gesichtet und gefangen. Unter dem Namen Dina Sanichar lebte er bis 1895 in einer Waisenmission in Agra, benahm sich wie ein Schwachsinniger und sprach nie mehr als »*wah, wah*« (gut) und »*pani, pani*« (Wasser).

Um 1900 fand man im Dschungel einen etwa fünfjährigen Jungen, der ebenfalls auf allen vieren ging, an Händen, Knien and Füßen starke

Schwielen trug, nur rohes Fleisch aß und andere Kinder biß – er lebte bis 1960 unter dem Namen Man Singh bei einem Priester, lernte nur wenig Sprache und kam von seinem kindischen Verhalten niemals los.

1954 fand man im Wartesaal des Bahnhofs von Lakhnau einen etwa zehnjährigen Jungen, der auf allen vieren kroch, voller Narben and Bißwunden war, nichts Gekochtes, wohl aber rohes Fleisch aß, Milch aus einer Schale am Boden aufschlappte, die Menschen anknurrte und gern mit Hunden spielte. Er lernte einiges Sozialverhalten, aber keine Sprache, und lebte unter dem Namen Ramu bis 1960; bei der Obduktion zeigte sich eine Gehirnläsion an einem Sprachfeld.

1976 fand man einen etwa zehnjährigen Jungen in Begleitung dreier junger Wölfe. Er lief auf allen vieren, scheute das Tageslicht, aß nur rohes Fleisch, biß Menschen. Ihn nahm Mutter Teresa in Obhut, die ihm den Namen Pascal gab und hoffte, ihm menschliches Benehmen und die Wörter »Gott« und »Liebe« beibringen zu können, vergeblich. Er lernte nur, zu baden und sich selber anzuziehen, und starb im Februar 1985 in einem Armenhaus bei Lakhnau.

Diese Fälle sind keine Erfindungen, aber so mangelhaft dokumentiert, daß es verständlich ist, wenn sie auf Mißtrauen stoßen. Sie wären noch verdächtiger, gäbe es da nicht einen Fall, der ihnen in vieler Hinsicht sehr ähnlich, zudem aber auch noch gut verbürgt ist.

Auf einer Missionsreise durch den Dschungel, einige hundert Kilometer westlich von Kalkutta, hörte der katholische Geistliche J.A.L. Singh 1920 in einem Dorf, in der Nähe spuke ein greulicher Geist. Er begab sich an den Ort des Spuks und wartete dort auf einem Hochstand. Tatsächlich erschien etwas höchst Sonderbares. Aber es war kein Gespenst, es waren zwei erwachsene und zwei junge Wölfe, die aus ihrem Bau kamen. Aber dann kam noch etwas. »Dicht hinter den jungen kam der Geist, ein schrecklich aussehendes Wesen: Es hatte Hand, Fuß und Körper wie ein Mensch; aber der Kopf war ein großer Ball von irgend etwas, was die Schultern und einen Teil des Oberkörpers bedeckte und nur die scharfen Umrisse eines Gesichts freiließ, und dieses Gesicht war das eines Menschen. Auf den Fersen folgte ihm ein anderes gräßliches Geschöpf, das genau wie das erste aussah, nur etwas kleiner war ...« Gerade konnte Singh seine Begleiter noch davon abhalten, auf die Geister zu schießen. Eine Woche später kam er zurück, vertrieb die Wölfin aus dem Bau (sie wurde mit einem Pfeil getötet), fand darin zwei junge Wölfe (sie wurden verkauft), ängstlich zusammengeschüßelt mit zwei kleinen Mädchen (sie nahm er mit in sein Waisenhaus in Midnapore).

In den folgenden Jahren führte Singh ein Tagebuch, das der amerikanische Anthropologe R.M. Zingg, nach jahrelangen skeptischen Recherchen, 1942 veröffentlichte.<sup>22</sup> Der Entwicklungspsychologe Arnold Gesell hatte das Manuskript eingesehen und war davon so beeindruckt, daß er

die wesentlichen Fakten (und ein paar Zutaten) noch vorher zu einem eigenen Buch verarbeitet<sup>8</sup>. Das sind die Quellen, und wer die Geschichte anzweifeln wollte, müßte einige angesehene Gelehrte und Geistliche zu vorsätzlichen Betrügern erklären.

Das ältere der beiden Wolfsmädchen – Kamala genannt – war etwa acht, das jüngere – Amala – wurde auf anderthalb geschätzt. Amala starb nach knapp einem Jahr im Waisenhaus (und ihre Schwester zeigte sich bei ihrem Tod tief verstört), Kamala lebt dort noch neun Jahre und starb 1929 an Urämie, etwa siebzehn Jahre alt.

Beide liefen anfangs nur auf allen vieren: langsam auf Händen und Knien, aber auf Händen und Zehen, wenn es schnell gehen sollte. Erst nach fast drei Jahren im Waisenhaus und unter größten Mühen lernte Kamala ohne Hilfe auf zwei Beinen zu stehen; wen sie es eilig hatte, ließ sie sich bis zu ihrem Tod auf alle viere hinab.

Anfangs mochten sich beide nicht baden und waschen lassen. Hitze und Kälte spürten sie nicht. Kleidung rissen sie sich vom Leib; der Lendenschurz mußte ihnen festgeknotet werden. Erst als sie in die Pubertät kam, begann Kamala an Kleidung Gefallen zu finden.

Ihre Nahrung schlappten sie zunächst nur aus Schalen am Boden. Noch lange aßen sie nur rohes Fleisch, auch Aas, das sie mit unmenschlich scharfer Nase schon von weither rochen und von dem sie sogar Geier verjagten. 1922 beobachtete man, wie Kamala ein totes Huhn fand und mit ihm sofort ins Gebüsch lief, wo sie es offenbar fraß – als sie wenig später wieder hervorkam, hingen ihr noch einige seiner Därme aus dem Mund. Noch lange stahl sie Fleisch wo immer möglich. Erst 1925 gewöhnte sie sich an Gesalzenes.

In der Dunkelheit sahen beide vorzüglich, und sie war ihnen lieber als das Tageslicht. Den Tag verbrachten sie meist dösend und in eine Ecke starrend, gegen Abend wurden sie munter. Nachts strichen sie furchtlos draußen umher; um zehn, ein und drei Uhr stießen sie regelmäßig ein heiseres Geheul aus, das sich zu einer Art schrillen Klageruf steigerte. Erst ab 1928 entwickelte Kamala die menschenübliche Furcht vor der Dunkelheit.

Zunächst hielten beide die Menschen offenbar nicht für Artgenossen, sondern fühlten sich viel mehr zu Hunden und anderen Tieren hingezogen. Menschen mieden sie; sie fauchten sie an, kratzten sie, bissen sie. Beide mußten regelrecht gezähmt werden. Erst ab 1927 rechnete sich Kamala eindeutig zu den Kindern. Insgesamt schien Amala, die jüngere, das Menschsein leichter und schneller zu lernen.

Sehr langsam gewann Kamala etwas Sprache. Nach zwei Jahren sagte sie »*bhu, bhu*«, wenn sie Durst hatte. Nach vier Jahren verstand sie den Sinn von Fragen und benutzte selber sechs Wörter. Nach sechs Jahren war ihr aktives Vokabular auf etwa dreißig Wörter für die Dinge ihrer Umgebung angewachsen, nach sieben bildete sie Kurzsätze wie »*bak-pu wo*«

(Puppen im Kasten). Damit brachte Kamala es immerhin weiter als die meisten Wilden Kinder. Aber verglichen mit der normalen kindlichen Sprachentwicklung, verlief auch ihr Spracherwerb außerordentlich langsam und ineffektiv. Von ihrer Kindheit in einer Wolfsfamilie hätte sie wahrscheinlich auch dann nie erzählen können, wenn sie länger gelebt hätte.

An allen diesen Kindern fällt zweierlei auf: einmal, wie menschenunähnlich sie sich bei ihrer Auffindung verhielten; zum andern, wie außerordentlich schwer es ihnen wurde, Menschenart zu lernen. Etwa die Sprache, vor allem sie. Bei normalen Kindern geht der Spracherwerb etwa vom achtzehnten Lebensmonat an nahezu implosionsartig vor sich; ihr passiver Wortschatz wächst innerhalb von fünf Jahren auf einige zehntausend Wörter, ihr aktiver auf einige tausend; ihre Sätze werden immer länger und komplexer – innerhalb dreier Jahre wächst ihnen fast das gesamte grammatische Regelsystem ihrer Muttersprache zu. Das geschieht nahezu unaufhaltbar und wie von selbst, ohne jede Anstrengung. Wenn die Wilden Kinder Gelegenheit zum Spracherwerb bekamen, waren sie viel älter und erhielten zum Teil sogar bemühtesten Sprachunterricht. Trotzdem lernten sie ungleich langsamer; auch nur in die Nähe normaler Sprachbeherrschung gelangten sie nie.

Sogar verlorengehen kann die Sprache. Im achtzehnten Jahrhundert wurde ein normales, sprechendes achtjähriges Mädchen bei einem Schneesturm in den Pyrenäen von ihrer Gruppe getrennt und irrte acht Jahre lang umher, bis sie von Schäfern gefunden wurde. Sie sprach angeblich niemals wieder ein Wort.<sup>24</sup> Und als der schottische Matrose Selkirk, das Vorbild zu Defoes Robinso Crusoe, nach vier Jahren und vier Monaten der Isolation auf Insel Juan Fernandez gefunden wurde, »hatte er fast das Geheimnis verlernt, verständliche Laute hervorzubringen«.

Da liegt denn auch der entscheidende Fehler bei den hübschen Märchen von den Wilden Kindern, bei Mowgli oder Greystoke-Tarzan. Wie sie beschrieben werden, sind sie schon in ihrer Tierkindheit Genies der Nachahmung. Das soll erklären, warum sie sich dann später die menschliche Sprache so rasch und perfekt an eignen. Die Autoren übersehen dabei nur eins: daß menschlich Sprache sehr viel mehr ist als die Benennung einer Reihe von Dingen und die Produktion bestimmter Laute - und daß das, was sie ist, durch Imitation allein niemals gelernt werden kann. Sprache besitzt nur, wer Begriffe für die Dinge der Welt und ihre Beziehungen untereinander besitzt und mit Leichtigkeit neue bilden kann; und die Beherrschung einer entwickelten vollgültigen menschlichen Sprache setzt zudem eines jener hochkomplizierten Regelwerke für die Verknüpfung von Begriffen zu höheren Bedeutungseinheiten voraus: eine Grammatik. Wären Mowgli und Greystoke auf jene Sprachäußerungen angewiesen geblieben, die sie sich mit ihrem Nachahmungstalent angeeignet hatten, so wäre aus ihnen nie mehr geworden als fortgeschrittene Papageien.

Alle diese Fälle völliger sozialer Deprivation deuten übereinstimmend darauf hin, daß der Spracherwerb eine sensible Phase hat: einen Zeitabschnitt in der kindlichen Entwicklung, in dem er sich so gut wie mühelos und kaum bremsbar oder behinderbar and ganz ohne Zutun ereignet, eben wie eine Implosion – als ziehe das Gehirn begierig eine Sprache in sich hinein, sobald es für sie aufnahmefähig wird. Außerhalb dieser sensiblen Phase ist der Spracherwerb nicht nur schwerer (wie alle wissen, die später im Leben die eine oder andere Fremdsprache zu lernen versucht haben); wenn während der sensiblen Phase nicht irgendeine menschliche Sprache im Gehirn verankert wurde, ist später offensichtlich gar kein vollständiger Spracherwerb mehr möglich.

Vergegenwärtigt man sich, mit welchen langwierigen und nur teilweise erfolgreichen Mühen die verspätete Menschwerdung aller dieser Wilden Kinder verbunden war, so zeigt sich auch der Fall des berühmtesten von ihnen in durchaus neuem Licht: der Fall Kaspar Hauser, der bis in unsere Zeit so viele Dichter und Hobby-Detektive und Rätselfreunde fasziniert.

Am Pfingstmontag des Jahres 1828 entdeckte man auf dem Unschlittplatz in Nürnberg eine »wackelnde« und »possierliche und pudelnärrische Gestalt«, einen Knaben von etwa sechzehn Jahren mit einem Brief in der Hand, dem nur ein paar Brocken Sprache zu entlocken waren. Er sagte »woiß nit«, bat, ihn »hamzuweisn«, und sprach immer wieder den nachmals berühmten Satz »ä sehtener (Reuter) möcht ih wähn wie mei Vottä wähn ist« (ein solcher Reiter möchte ich werden, wie mein Vater einer gewesen ist).

Der seltsame Kerl wurde erst in den Kerker geschafft; dann kam er zu Pflegefamilien. 1829 überfiel ihn ein »schwarzer Mann« und verwundete ihn. Ende 1833 wurde er wahrscheinlich von dem gleichen Mann niedergestochen; drei Tage später starb er an der Verletzung. Seiner Herkunft und Vorgeschichte kam man nie auf den Grund.

Der Fall Hauser wurde von Anfang an weniger mit dem nüchternen Blick des Wissenschaftlers, der an ihm etwas über die *conditio humana* lernen will, als vielmehr als Gesellschaftsskandal und unter dem Aspekt seines *human interest* gesehen, als »Verbrechen am Seelenleben des Menschen«, wie die berühmte erste Hauser-Biographie (1832) des Ansbacher Gerichtspräsidenten Anselm von Feuerbach im Untertitel hieß<sup>7</sup>. Es ging, von Feuerbach geschürt, das verwegene Gerücht, Hauser sei der beiseite geschaffte Erbe des Badener Fürstenhauses. Auch heute, da die Frage nun wirklich gleichgültig geworden ist, hat es noch überzeugte Verfechter und Anhänger.

Und diese Geschichte hatte Hauser mündlich und bald auch schriftlich zu berichten: Er sei mit drei oder vier Jahren in ein dunkles, vernageltes Kellerloch gesperrt worden; habe dort über zwölf Jahre zugebracht, auf einer Strohschütte am Boden liegend, ohne ein einziges Mal aufzustehen

oder sich auch nur umzudrehen; seine einzige Gesellschaft seien zwei hölzerne Spielzeugpferde gewesen, die er immer wieder mit Bändern behängt habe; und in dieser ganzen Zeit habe er nie einen Menschen gesehen, nie Wort gehört oder gesprochen. Erst gut eine Woche vor seiner Befreiung sei ein Mann insgesamt dreimal unsichtbar hinter ihn getreten und habe ihm die besagten Sätze und auch etwas Schreiben beigebracht.

Er wäre demnach noch radikaler und noch länger von allem menschlichen Umgang abgeschnitten gewesen als Genie und die anderen Wilden Kinder. Dennoch lernte er im Handumdrehen Sprechen und Schreiben. Seine Vergangenheit verriet sich bald nur noch da durch, daß er manchmal in Infinitiven sprach (so wie heutige Deutsche es gerne Türken gegenüber tun: »Du holen Bier!«), um schon im Herbst 1828, ein paar Monate, nachdem er in Nürnberg aus seinem Kellerloch aufgetaucht war, begann er an seiner Selbstbiographie zu arbeiten: »... auf einmal nimmt mich der Mann bei der Hand und gibt mir den Bleiweiß in die Hand und hat gesagt, ich soll dieses recht gut merken, dann bekomme ich recht schöne Roß ...«

Etwas ist hier mit Sicherheit faul. Hausers Bewegungen waren zu Anfang etwas unsicher und plump, aber völlig koordiniert. Da Auffälligste an ihm waren rein scharfer Geruchssinn und seine gute Orientierung in der Dunkelheit – minimale (und leicht fingierbare) Anomalien im Vergleich zu der ganz und gar anderen Wahrnehmungsweise der anderen Wilden Kinder. Er behauptete, immer nur gelegen zu haben; aber verglichen mit jenen Kindern, die ein ähnliches Schicksal hinter sich hatten und eine Zeit brauchten, bis sie sich auch nur strecken und stehen konnten, waren seine »weichen Fußsohlen« und die Blasen an seinen Füßen sonderbar geringfügige Folgen eines angeblich ganz im Liegen verbrachten Lebens. Sein Sozialverhalten war etwas ungeschliffen, aber sonst verkehrte er mit den Menschen sehr bald, als sei er ihresgleichen. In alldem steht er in krassem Gegensatz zu den anderen Wilden Kindern.

Nun könnten jene, die sehr an der romantischen Gestalt Kaspar Hauser hängen, einwenden: Das alles beweise noch gar nichts. Gut, in vergleichbaren Fällen hätten die Wilden Kinder große Mühe gehabt, auch nur die bescheidensten Fertigkeiten des zivilisierten Menschen zu lernen. Aber vielleicht seien sie ja doch alle Kretins gewesen; oder aber Hauser einfach sehr viel begabter als sie, so daß er rascher und mehr lernte.

Aber da ist noch ein Punkt. Hauser erklärte ja, von seinem dritten bis zu seinem sechzehnten Lebensjahr habe er kein Wort menschlicher Sprache gehört oder gesprochen; nur in der Woche vor seiner Freisetzung habe er dreimal kurz Sprech- und Schreibunterricht erhalten. Diese Behauptung aber hat nun nicht nur sämtliche anderen Wilden Kinder gegen sich; sie hat die Erfahrung der gesamten Menschheit gegen sich. Selbst wenn nicht jeder, der dreizehn Jahre Sprachlosigkeit hinter sich hat (und davor nur etwas Kindersprache beherrscht haben kann), die Sprachfähigkeit überhaupt einbüßen sollte; selbst wenn es keine sensible Phase für das

Sprachlernen geben sollte, wenn man also das ganze Leben über und unabhängig davon, ob die Sprachfähigkeit in der frühen Kindheit angelegt wurde, in der Lage wäre, sich Sprache so rasch wie ein Kind anzueignen – selbst dann kann es nicht gewesen sein, wie Hauser behauptete. Niemand kann in ganzen drei Lektionen während einer einzigen Woche sprechen und schreiben lernen, auch nicht der Gesündeste und Hellste, auch nicht das größte, unter den günstigsten Bedingungen heranwachsende Wunderkind. Wie dann jemand, der keine Sprache hat, keine Sprache versteht, ja nicht einmal weiß, was Sprache ist? Wie kann er auch nur verstanden haben, daß der Mann ihm Pferde als Belohnung für seine Gelehrigkeit versprach?

Es ist also gar kein anderer Schluß möglich: Hauser hat gelogen, er kann zumindest in diesem Punkt nur gelogen haben. Aber wenn er hier gelogen hat – was ist ihm dann überhaupt zu glauben? Das muß nicht unbedingt heißen, daß er selber ein ausgekochter Hochstapler war. Vielleicht war er selber Opfer eines Schwindels, Marionette in einem üblen Spiel, das jener unbekannte »schwarze Mann«, unter dessen Fuchtel er offenbar stand, mit ihm angezettelt hatte und das schon darum unbegreiflich war und bleiben muß, weil es sich bei dem Mann, nach den handschriftlichen Zetteln zu urteilen, die er Hauser mitgegeben hatte, um einen Psychopathen handelte (»... Ich habe mir gedenckt ich müßte ihm für mein Sohn haben, ich habe ihm Christlichen Erzogen, und habe ihm Zeit 1812 Keinen Schrit weit aus dem Haus gelaßen daß Kein Mensch nicht weiß da von wo Er auferzogen worden ist ... Und er hat Kein Kreuzer geld nicht bey ihm weil ich selber nichts habe wen Sie im nicht Kalten so müßten Sie im abschlagen oder in Raufang auf hengen ...«)

Daß Hauser aber dieses Spiel so willig mitspielte, auch als er sich längst in der Obhut anderer Menschen befand, deutet doch darauf hin, daß er nicht, oder nicht nur, das passive Opfer war. Vielleicht ist Hauser ja von jenem »schwarzen Mann« auch gar nicht ermordet worden; vielleicht existierte dieser gar nicht; vielleicht – auch eine solche Theorie gibt es – hat er sich selber, um Aufmerksamkeit um Mitleid auf sich zu ziehen und seine Geschichte zu bekräftigen, ein Verletzung beigebracht, an der er dann unbeabsichtigt gestorben ist. Dann allerdings verwandelte sich der verstoßene Prinz, an dessen Seelenleben ein großes Unrecht verübt wurde, in einen jungen Mann, der eine Karriere in der besseren Gesellschaft anstrebt sich zu diesem Zweck eine Geschichte ausdenkt, mit der er die Herzen sicher rührt, und der zu ihrer Untermauerung nur ein wenig den Dorfdeppen markieren muß.

Jedenfalls beweist die dubiose Geschichte für den Kasus der Wilden Kinder überhaupt nichts.

Welches der Naturzustand des Menschen sei – darauf geben die Geschichten der Wilden Kinder, trotz aller Unsicherheiten und Vorbehalte im ein-



zelenen, eine sehr deutliche Antwort. Nämlich die: Den Naturzustand des Menschen gibt es nicht.

Wenn einem Kind Erziehung und menschliche Gesellschaft vorenthalten werden, selbst wenn es in der freien Natur aufwächst, entsteht nicht etwa der »natürliche Mensch in seiner ganzen Wildheit und Unbändigkeit«, sondern – was eigentlich? In fast jeder Hinsicht extrem gestörte Menschen. Es fehlt ihnen nicht nur die eine oder andere lernbare Geschicklichkeit (etwa die, mit Messer und Gabel zu essen). Es fehlt ihnen auch mehr als »soziales Rollenverhalten«. Sie sind von Schwachsinnigen nicht zu unterscheiden. Bestenfalls entsteht eine Art mißlungenes Tier. Uns zwar mögen Kamala und Amala sehr wölfisch vorkommen; aber von den Feinheiten des wölfischen Wesens und Lebens haben wir keine Ahnung, und es ist eher zu vermuten, daß ihre Wolfsmutter mit diesen ihren aus der Art geschlagenen Jungen, die kein Fell bekamen und nicht groß werden wollten und sich wahrscheinlich bei allen wölfischen Verrichtungen sehr ungeschickt anstellten, ihre Not hatte. (Sir William Sleeman erklärte den Umstand, daß nie ein erwachsener Wolfsmensch gefunden wurde, eben damit, daß die von Wölfen aufgezogenen Menschenkinder zu schlechten Wölfen heranwuchsen und sich auf Dauer nicht als solche behaupten konnten.<sup>23</sup>)

Der Mensch ist darauf angewiesen, in einer, irgendeiner menschlichen Gesellschaft aufzuwachsen. Sein menschliches Potential kann er nur im Umgang mit anderen Menschen verwirklichen. (Es müssen wohl erwachsene Menschen sein: Eine Schar von isolierten Kindern würde am Ende kaum menschenähnlicher als ein einzelnes.) Bleibt ihm dieser Umgang verwehrt, so wird er weder Mensch noch Tier, sondern zu einem körperlichen, sozialen, emotionalen und geistigen Krüppel.

Auf ihre Weise geben die Wilden Kinder auch eine Antwort auf die unvergängliche Frage »Erbe oder Umwelt«, »Biologie oder Gesellschaft«. Ohne Sozialisation innerhalb einer menschlichen Kultur wird aus einem Kind offenbar kein richtiger Mensch. Darum kann das Menschliche kein sich von selber einstellender Ausdruck eines genetischen Programms sein: nicht nur »Erbe«.

Also muß der Mensch alles, was ihn ausmacht, erst aus seiner sozialen Umwelt lernen? So sieht es das einzige Buch, das es heute über die Wilden Kinder gibt, das von Lucien Malson.<sup>19</sup> Der Mensch, behauptet es, habe keine Natur, er habe nur eine Geschichte: Er sei jenes einzigartige Wesen, »das alles empfangen und alles erlernen muß und bei dem das Endogene – das, was man seinen natürlichen Fähigkeiten und angeborenen Anlagen zuschreiben kann – so flüchtig wie Nebel ist«.

Dies aber scheint nur auf den allerersten Blick richtig. Bei näherer Betrachtung stellen die Wilden Kinder eine solche Position nicht minder in Frage. Sie läuft ja darauf hinaus, daß der Mensch nichts sei als ein Lernvirtuose: Er betritt die Welt mit nichts, eine Tabula rasa, und lernt alles. Aber ganz offenbar lernen die Wilden Kinder gar nicht leicht und gut, haben sie

die allergrößte Mühe, auch nur ein wenig menschliche »Geschichte« anzusetzen. Nicht nur, daß sie ihr einmal gelerntes »wildes« Verhalten nur sehr schwer ablegen - auch wo sie bisher noch gar nichts lernen konnten, zum Beispiel auf sprachlichem Gebiet, lernen sie viel mühseliger als ein kleines Kind. Außerdem hat ihre so dramatisch andersartige Vergangenheit bei ihnen auch und gerade einige der angeborenen »biologischen« Funktionen verändert: die Schärfe der einzelnen Sinne, den aufrechten Gang, den Wach-Schlaf-Rhythmus.

Dagegen passen die Befunde hervorragend zu der Ansicht der biologisch denkenden Anthropologie, daß der Mensch sich immer nur in der Interaktion von Erbanlage und Umwelt verwirklicht. Der Mensch lernt das meiste von dem, was ihn ausmacht, ja; aber er lernt nicht Beliebiges, er lernt nicht alles gleich gut, gleich rasch, gleich leicht, sondern er lernt vornehmlich das, was zu lernen er ausgerüstet ist, und er lernt es zu den dafür vorgesehenen Zeiten in seiner Entwicklung. Er bringt eine biologische Natur mit auf die Welt, die des Komplements bestimmter Lebenserfahrungen bedarf, so wie ein Film der Entwicklung bedarf, damit die in ihm aufgezeichneten Bilder sichtbar werden. Der Mensch ist allerdings ein Lernwesen (und nicht nur er); aber sein Lernen ist in hohem Maße biologisch festgelegt. Im algebraischen Sinn ist er ein Produkt seines Erbes und seiner Umwelt. Wenn ein Faktor eines Produkts Null ist, kann der andere sein, was er will - das Ergebnis ist ebenfalls Null.

Der Mensch muß lernen, ein Mensch zu werden; er lernt jedoch vorwiegend das, wofür er von der Natur eingerichtet wurde. Nicht nur dem Menschen geht es so. Auch Tiere sind, wenn wohl auch in minderem Maße, auf soziale Erfahrungen mit ihresgleichen angewiesen, um zu vollentwickelten Mitgliedern ihrer Art zu werden. Mit einigen haben Wissenschaftler »Kaspar Hauser«-Versuche angestellt, vor allem mit Gänsen und Rhesusaffen: haben sie ganz ohne soziale Kontakte aufwachsen lassen oder ihre sozialen Kontakte in einem genau geplanten Grad eingeschränkt. Jede längere und schwerere soziale Deprivation beeinträchtigte später das soziale Verhalten der Tiere; die schwersten machten sie lebensunfähig.

Die wichtigsten dieser Versuche, obwohl später von anderen fortgeführt, verbinden sich mit den Namen des amerikanischen Psychologen Harry F. Harlow und seiner Frau. Die Harlows begannen in den fünfziger Jahren zu erforschen, wie sich Rhesusaffen entwickeln, wenn man sie ohne jede materielle Entbehrung, aber ohne ihre Mütter aufzieht. Zuerst klammerten sich die Affenjungen exzessiv an sich selber, lutschten an ihren Händen und bissen sich, schaukelten stereotyp hin und her, bewegten sich nur ängstlich und langsam, brachten für ihre Umwelt kein Interesse auf. Wenn man sie später mit gleichaltrigen Gefährten zusammenbrachte, hatten sie zuerst vor allem Angst; auch wo diese sich im Laufe der Zeit etwas verringerte, nahmen sie an den Spielen ihrer Altersgenossen nicht teil.<sup>9</sup> Die Mutterentbehrung im frühen Kindesalter hat Spätfol-

gen : Das Sexualverhalten ist gestört (sie suchen keine Sexualkontakte und stellen sich völlig unbeholfen an, wenn sie sich ihnen nicht entziehen können); wenn sie selber Junge zur Welt bringen, sind sie uninteressierte und tölpelhafte Mütter; sie bleiben unmäßig ängstliche oder unmäßig aggressive, in mancher Hinsicht untüchtige Mitglieder ihrer Sozietät. Zum Beispiel verstehen sie die Mimik ihrer Artgenossen nicht oder nicht richtig, und ihre eigenen Ausdrucksbewegungen bleiben den anderen nichtsagend oder unverständlich.<sup>18</sup> Am stärksten sind die Störungen, wenn den Jungtieren sämtliche sozialen Kontakte vorenthalten wurden. Wenn sie zwar ohne Mutter, aber zusammen mit gleichaltrigen Gefährten groß geworden waren, so waren sie zwar ängstlicher und stärker in sich gekehrt als andere, sonst aber in ihrem Sozialverhalten einigermaßen gesund und normal.<sup>18</sup> Ein Forscher machte den Versuch und setzte sechzehn in verschiedenem Grad deprivierte Rhesusaffen auf einer Insel aus, wo ein Trupp von achtzig wilden Artgenossen lebte. Die in totaler und schwerer Isolation aufgewachsenen waren nach einigen Wochen sämtlich tot – entweder von den wilden Affen angegriffen und tödlich verletzt oder aus Ungeschick zu Tode gekommen.<sup>18</sup>

»Es darf somit auch für höhere nicht-menschliche Primaten als erwiesen gelten«, so resümierte der Göttinger Anthropologe Christian Vogel den Fall, »daß vollständig ‚normales‘ Verhalten nur durch ein ‚normales‘ soziales Umfeld generiert werden kann ... Es bestehen spezifische soziale Grundbedürfnisse, die vor allem während der frühen Kindheit befriedigt werden müssen, wenn nicht ein psychisch ‚verkrüppeltes‘, in jedem Falle aber ein ‚unvollwertiges‘ Individuum entstehen soll. Und nur ein ‚vollwertiges‘ Individuum erweist sich im späteren Leben als ein kompetenter Sozialpartner!«<sup>25</sup>

Daß es in der Gehirnentwicklung sensible Perioden gibt, in denen bestimmte Umwelterfahrungen einfach gemacht werden müssen, wenn die betreffende Hirnfunktion nicht irreparabel verkümmern soll, wurde bisher am deutlichsten und anschaulichsten von den Hirnphysiologen David Hubel und Torsten Wiesel nachgewiesen. In jahrzehntelangen Untersuchungen, für die sie 1981 den Nobelpreis erhielten, haben sie vor allem den Gesichtssinn von Katzen studiert und dabei den Weg der visuellen Informationen und deren Umwandlungen und Integrationen von der Retina bis weit in die Sehrinde hinein verfolgt.

1969 machten Hubel und Wiesel folgendes Experiment. Einigen jungen Katzchen wurde bald nach der Geburt ein Auge zugenäht, so daß sie in der folgenden Zeit nur von einem Auge Gebrauch machen konnten. Dann wurde ihnen, nach verschieden langer Zeit, das unbenutzte Auge wieder geöffnet. Dabei zeigte sich das folgende. Zu Beginn der vierten Lebenswoche setzt plötzlich eine Zeit ein, in der der Nichtgebrauch eines Auges einen irreversiblen Schaden hinterläßt. Diese Periode dauert zwei bis vier Wochen. Hindert man ältere Katzen auf gleiche Weise daran, von einem

Auge Gebrauch zu machen, so hinterläßt das keinerlei bleibenden Schaden; einer erwachsenen Katze kann man ein Auge über ein Jahr lang schließen, ohne daß dessen Sehkraft beeinträchtigt wird. Während der sensiblen Periode dagegen reichte schon ein Nichtgebrauch von ein paar Tagen, um die Sehkraft des betreffenden Auges ein für allemal einzuschränken.

Hubel und Wiesel haben nun untersucht, ob die Zellen der Sehrinde (der Area striata), denen die Signale des einen Auges vorenthalten wurden, irgendwelche Veränderungen aufwiesen. Von Geburt an reagiert ein Teil dieser Zellen, in unterschiedlichem Maß, auf Informationen aus beiden Augen. Also muß ihre Verschaltung auf einen genetisch festgelegten Bauplan zurückgehen, denn lernen konnten sie zu diesem Zeitpunkt ja noch gar nichts. Die Zahl dieser Zellen vermindert sich bei Nichtgebrauch des einen Auges nicht; also sterben sie nicht ab. Aber in kurzer Zeit büßen sie unwiderruflich ihre Fähigkeit ein, auf die Signale des betreffenden Auges zu reagieren, und diese Fähigkeit läßt sich später nicht wiederherstellen.<sup>13</sup> Hubel und Wiesel wiesen auch nach, daß die Schließung eines Auges Zellveränderungen in einer vorgeschalteten Relaisstation der visuellen Informationen verursacht, in dem dem betreffenden Auge zugeordneten seitlichen Kniekörper. Hier wuchsen die Zellen nicht nur nicht so, wie sie es normalerweise täten; sie schrumpften sogar. Es kam zu einer regelrechten Atrophie.

Hubel und Wiesel zogen aus solchen Beobachtungen den Schluß: »Die Periode der Empfänglichkeit für Entbehrungen ist von Tier zu Tier und zweifellos auch von System zu System eine andere. Ein Extrem stellt die von Konrad Lorenz beschriebene ‚Nachfolge-Prägung‘ bei bestimmten Vogelarten dar, wo die kritische Phase ein paar Tage nach dem Schlüpfen ihren steilen Gipfel erreicht. [Die Nachfolge-Prägung besteht darin, daß sich ausgeschlüpfte Gänseküken an jedes bewegte Ding in ihrer Nähe anschließen und ihm hinfort hinterhergehen – offenbar kommen sie mit dem genetisch festgelegten Lernprogramm auf die Welt: Was immer sich in deiner Nähe bewegt, betrachte es als deine Mutter und schließe dich ihm an. In der Natur wird es normalerweise wirklich die Mutter sein.] Das andere Extrem findet sich beim Menschen, bei dem beispielsweise die Sprachfähigkeit in der nicht-dominanten Hirnhemisphäre eingerichtet werden kann, wenn die dominante Hemisphäre infolge einer Verletzung in der frühen Kindheit ausgefallen ist – das aber nicht mehr nach dem Alter von acht bis zehn Jahren ... Möglicherweise fällt die kritische Periode mit der Zeit zusammen, in der ein bestimmtes System im Gehirn gebildet wird und sich entwickelt, und sein Gebrauch während dieser Zeit ist für seine Reifung und Bewahrung unerlässlich ... Für die normale Entwicklung kommt es entscheidend darauf an, daß während der gesamten kritischen Periode und nicht nur während eines Teils normale Umweltbedingungen bestehen. Welches die analoge kritische Periode beim Menschen ist, ist natürlich nicht bekannt, obwohl die Beobachtungen mit dem Schielen darauf hindeuten, daß sie länger dauert, vielleicht einige Jahre lang.«<sup>13</sup>

Die Rolle der Umwelt also ist es, einen genetisch vorgegebenen Plan zu realisieren und zu stabilisieren. Der Plan ist vollständig da; aber zu ihm gehört, daß zu einer vorbestimmten Zeit ein gewisser Input erfolgt. Bleibt dieser aus, wird die vom genetischen Plan zum Lernen vorbestimmte Zeit verpaßt, läßt sich das Versäumte später nur noch schwer oder gar nicht mehr nachholen. Die Hirnstrukturen, die dazu nötig wären und die das Genom zu der vorbestimmten Zeit geschaffen hatte, bestehen dann nicht mehr. Das Gehirn ist nicht mehr imstande, auf das Lernangebot einzugehen und es festzuhalten. Das Lernen ist nicht mehr »kinderleicht«. Der Spracherwerb zum Beispiel hat seine sensible Phase; verstreicht sie ungenutzt, kann nur noch ganz wenig Sprache gelernt werden.

Unsere Gene, heißt das, statten uns mit einem ungeheuren Potential aus. Aber nur, wo und soweit wir von diesem Potential Gebrauch machen, wird es zu unserem Wesen. Unsere Gene determinieren uns nicht in dem Sinne, daß sie uns starre Handlungsschemata auferlegten. Sie machen uns ein Angebot – ein großes, aber nicht unbeschränktes.

Goethe sagte es: »Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.«

---

## Literaturnachweise

1. **Blumenbach, Johann Friedrich:** "Von Homo sapiens ferus Linn. und namentlich vom Hammelschen wilden Peter". In: Johann Friedrich Blumenbach: *Beiträge zur Naturgeschichte*, 2. Teil. Dieterich, Göttingen 1811, Seite 10-44
2. **Curtiss, Susan/Victoria Fromkin/Stephen Krashen/David Rigler/Marilyn Rigler:** "The Linguistic Development of Genie". In: *Language*, 50 (3), 1974, Seite 528-554
3. **Curtiss, Susan R.:** *Genie – A Linguistic Study of a Modern-Day "Wild Child"*. Academic Press, New York, NY 1977
4. **Davis, Kingsley:** "Extreme Social Isolation of a Child". In: *American Journal of Sociology*, 45, 1940, Seite 554-565
5. **Davis, Kingsley:** "Final Note on a Case of Extreme Isolation". In: *American Journal of Sociology*, 52, 1947, Seite 432-437
6. **Dennis, Wayne:** "The Significance of Feral Man". In: *The American Journal of Psychology*, 54, 1941, Seite 425-433
7. **Feuerbach, Paul J. Anselm Ritter von:** "Kaspar Hauser – Verbrechen am Seelenleben des Menschen" (1832). In: Hörisch (Hg.) 1979, Seite 119-203

8. **Gesell, Arnold:** *Wolf Child and Human Child – The Life History of Kamala, the Wolf Girl*. Methuen, London 1941
9. **Hassenstein, Bernhard:** *Verhaltensbiologie des Kindes*. Piper, München 1987
10. **Hegel, Georg Wilhelm Friedrich:** *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte* (1822 ff.). In: G.W.F. Hegel: *Werke*, Band 12. Suhrkamp, Frankfurt 1970
11. **Herodotos von Halikarnassos:** *Das Geschichtswerk*. Insel-Verlag, Leipzig 1956
12. **Hörisch, Jochen** (Hg.): *Ich möchte ein solcher werden wie ... – Materialien zur Sprachlosigkeit des Kaspar Hauser*. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt 1979
13. **Hubel, David H./Torsten N. Wiesel:** "The Period of Susceptibility to the Physiological Effects of Unilateral Eye Closure in Kittens". In: *Journal of Physiology*, 206 (2), Februar 1970, Seite 419-436
14. **Hubel, David H./Torsten N. Wiesel:** "Brain Mechanisms of Vision". In: *Scientific American*, 241 (3), September 1979, Seite 130-144
15. **Kipling, Rudyard:** *The Jungle-Book*. Macmillan, London 1894. Deutsch: Rudyard Kipling: *Das Dschungelbuch*. Haffmans, Zürich 1987
16. **Koehler, Otto:** "'Wolfskinder', Affen im Haus und Vergleichende Verhaltensforschung". In: *Folia Phoniatica*, 4, 1952, Seite 29-53
17. **Lane, Harlan:** *The Wild Boy of Aveyron*. Allen & Unwin, London 1977
18. **Lewis, Jonathan K./Gene P. Sackett:** "Toward an Ontogenetic Monkey Model of Behavioral Development". In: Joan S. Lockard (Hg.): *The Evolution of Human Social Behavior*. Elsevier, New York, NY 1980, Seite 107-123
19. **Malson, Lucien/Jean Itard/Octave Mannoni:** *Les enfants sauvages – Mythe et réalité*. Union Generale d'Editions, Paris 1964. Deutsch: *Die wilden Kinder*. Suhrkamp, Frankfurt 1972
20. **Pines, Maya:** "The Civilizing of Genie". In: *Psychology Today*, September 1981, Seite 28-34
21. **Rauber, August:** *Homo sapiens feras oder die Zustände der Verwilderten und ihre Bedeutung für Wissenschaft, Politik und Schule*. Brehse, Leipzig 1888
22. **Singh, J.A.L.:** "The Wolf-Children of Midnapore". In: Robert M. Zingg (Hg.) : *Wolf Children and Feral Man*, 4<sup>th</sup> Contributions of the University of Denver, New York/London 1942. Deutsch: *Die "Wolfskinder" von Midnapore*, Vorwort von Adolf Portmann. Quelle & Meyer, Heidelberg 1964
23. **Anonym [= Sir William H. Sleeman]:** "Wolves Nurturing Children In Their Dens". In: *The Zoologist*, 3. Serie, 12 (135), 1888, Seite 87-98
24. **Tinland, Franck:** *L'Homme sauvage – Homo feras et Homo sylvestris – De l'animal à l'homme*. Payot, Paris 1968
25. **Vogel, Christian:** "Die biologische Evolution menschlicher Kulturfähigkeit". In: Hubert Markl (Hg.): *Natur und Geschichte*. Oldenbourg, München 1983, Seite 101-127
26. **Zingg, Robert M.:** "Feral Man and Extreme Cases of Isolation". In: *The American Journal of Psychology*, 53 (4), 1940, Seite 487-517